

Salle'sche
Familien-Blätter
Wöchentliche
Gratis-Beilage
des General-Anzeiger für Halle und den Saalkreis.

Fr. 24

Halle a. S., den 12. Juni

1898.

Der Berliner Zeughaussturm

am 14. Juni 1848.

Von Albert Gehring.

(Nachdruck verboten.)

Der 18. März des Sturmjahres hatte durch die Ereignisse, welche sich an jenem Tage in der preussischen Hauptstadt vollzogen, dem Absolutismus ein Ende gemacht und die konstitutionelle Staatsform eingeleitet. König Friedrich Wilhelm IV. fügte sich am 19. der Revolution, und das Militär wurde aus der Stadt entfernt, über die nun eine Zeit unablässiger Unruhe und steter Unsicherheit hereinbrach. Wie der Ausbruch der Märzrevolution dadurch herbeigeführt worden war, daß der König und seine Regierung sich zu spät zu den Angehörigen bereit finden ließen, die doch unermüdlich geworden waren, so ließen sie nachher ratlos und unentschlossen die Zeit vorbeiziehen, in der es recht gut möglich gewesen wäre, die ausgebrochene Bewegung einzudämmen und in die richtigen Bahnen zu leiten.

In Stelle des Militärs war die Bürgerwehr getreten, welche die öffentliche Ruhe und Ordnung hüten sollte, aber ungenügend geführt wurde und selber zu sehr von Parteien umgeben war, um den in sie gesetzten Erwartungen entsprechen zu können. Es wurden daher schon am 30. März und am 1. April drei Infanterieregimenter und ein Männenregiment nach Berlin zurückbeordert, doch war diese Militärmacht der täglich zunehmenden Anfechtung und Aufregung der Massen gegenüber völlig unzureichend. Gewissenlosige Demagogen reizten die Menge unabhängig zu Gewaltthaten und zum Umsturz alles Bestehenden an, wobei ihnen die Infolge der Störung alles geschäftlichen Lebens und Verkehrs täglich zunehmende Noth und Arbeitslosigkeit in die Hände arbeitete. Vergeblich bemühte sich die Stadtverwaltung, die Arbeiter bei guter Laune zu erhalten; Ausstände, Aufläufe und Wirren aller Art verschwand nicht mehr von der Tagesordnung. Die Minister und andere Beamte, sowie diejenigen Mitglieder der am 22. Mai in der Singakademie zusammengetretenen preussischen Nationalversammlung, die unpopulär waren, wurden beschimpft und bedroht, ohne daß energisch gegen die Aufhetzer eingeschritten wurde. Das Ganze bildete eine Tragödie ohne Gleichen, und die Nothlosigkeit und Verzweiflung in den oberen Regionen entsprach der Zufluchtlosigkeit von unten.

Den Höhepunkt jener Straßenbewegung, die reich an Ereignissen und fast noch reicher an burlesken Zügen war, bildete die Erstürmung des Berliner Zeughauses am 14. Juni, welche die beste Illustration zu der Vernunftlosigkeit und Trägheit der damaligen Zustände in der preussischen Hauptstadt abgab. Vieles ist an jenem traurigen Ereigniß bis heute unangeführt geblieben, jedenfalls dürfte es aber interessant genug sein, um anfänglich der fünfzigjährigen Wiederkehr jenes Datums eine eingehende Schilderung zu verdienen.

Man glaubte bei der Erregtheit jener Tage in Berlin die unsinnigsten Gerüchte. Seit Ende Mai hieß es, Berlin solle nächstfolgende von den Truppen unter Führung des inzwischen aus England zurückgekehrten Prinzen von Preußen überfallen werden. Das Zeughaus sei in eine starke Festung verwandelt und mit Soldaten besetzt; wieder ein anderes Gerücht meldete, es würden heimlich die Waffen aus dem Zeughause fortgeschafft, damit sie nicht etwa bei einer Erstürmung dem Volke zur Bewaffnung dienen könnten. Sie wurden vielmehr brauchen an die Bauern vertheilt, die bereit seien, mit dem Speer zu kommen Berlin zu überfallen. Um so mehr besetzte sich in den Massen die Ab-

sicht, an Stelle der Bürgerwehr eine allgemeine Volksbewaffnung zu sehen, für die natürlich das Zeughaus das Material liefern sollte.

Bereits am Morgen des 14. Juni kam es zu Straßenunruhen. Der bekannte Thierarzt Urban regelte die Straßenreiner und einzelne Arbeiter mit Branntwein, indem er sie aufzurief, das ihnen durch die im März versprochene Volksbewaffnung zustehende Recht auf Waffen noch heute geltend zu machen. Die Schloßportale sollten, damit man die Besatzung des Schloßes vermindern könne, mit Gittern versehen werden; kaum aber war das Einlegen derselben vollendet worden, als das aufgeschickte Volk hereinströmte, und die Gitter wieder aushub. Ein Thor wurde in die Spitze geworfen, die übrigen schaffte man zur Unversehrtheit. Die Bürgerwehr kam, wie immer, zu spät, um die Unruhen zu verhindern, wodurch die Rädelshörer den Muth zu einer größeren Kraftprobe gewannen.

Das Zeughaus, die heutige Ruhmeshalle, enthielt neben den alten historischen Waffen und Trophäen damals eine große Anzahl der neuen, noch nicht an die Truppen verausgabten Dreifüßigen Händnadelgewehre, deren Konstruktion streng geheim gehalten wurde. Der obere Raum des umfangreichen Baues wurde seit dem Einrücken des ersten Militärs bei Tage von 50 Mann, bei Nacht von einer Kompanie (250 Mann) bewacht, während die Bewachung der unteren Räume Sache der Bürgerwehr, unterstützt durch 12 Mann vom Handwerkerverein, war.

Am Mittag bereits kam es zu Tumulten vor dem Zeughaus, und im weiteren Verlaufe des Tages sammelten sich immer größere Massen in höchst bedrohlicher Haltung um dasselbe. Die Bürgerwehr wurde zum Theil alarmirt, und es kam hier und da zu Zusammenstößen mit den Tumultuanten. Gegen sechs Uhr Abends wurde die Lage der Dinge beim Zeughause so bedenklich, daß mehrere Unterführer der Bürgerwehr an deren Kommandanten, Major Welfen, die dringende Aufforderung richteten, persönlich dort, wenigstens auf kurze Zeit, das Kommando zu übernehmen und Generalmarsch schlagen zu lassen. Letzteres geschah jedoch nicht, dagegen hielt sich Welfen jetzt wie nachher vom Zeughause fern, weshalb man ihm nicht mit Unrecht vorwarf, eine sehr zweifelhafte Rolle gespielt zu haben.

Gegen 7 Uhr kam es beim Zeughause zu Thätlichkeiten. Der Hauptmann einer Bürgerwehrkompanie wurde von den Tumultuanten mißhandelt, gegen eine andere Abtheilung wurden Steine geworfen, und zuletzt fiel ein Schuß aus der Volksmenge, der in dessen Niemand verletzete. Nun schossen einige Wehrmänner eigenmächtig in die Menge hinein, die darauf mit Zurücklassung zweier Leichen schreiend nach allen Richtungen auseinanderstob. Studenten taugten Lächer in das Blut der Gefallenen und schrien nach Nachsicht, Waffensünden wurden erlitten; einen der Verletzten trug man über den Schloßplatz, hintertreten zog mit einer rothen Fahne ein Volkshaufe mit dem Rufe: „Es lebe die Republik!“ Hier und da wurden leichte Barrikaden errichtet, aber von der Bürgerwehr wieder eingerissen. An der Wohnung des Bürgerwehrobersten Benda, den man fälschlich für den Urheber der gefallenen Schüsse ansah, wurden Löden und Fenster eingeschlagen.

Dann aber schien wieder Ruhe in der Stadt zu herrschen. Rudolf v. Ohlert, der berühmte Rechtslehrer, welcher der Bürgerwehr angehörte, berichtet: „Nach 10 Uhr in schönster Mondnacht befand ich mich selbst vor dem Zeughause. Ich war, als meine Kompanie alarmirt wurde, nicht zu Hause gewesen, eilte aber, als ich davon Kenntniß erhielt, fort, um sie aufzufuchen, was mir, aller Mühe ungeachtet, nicht gelingen wollte. Eben dies hatte

nach vor das Zeughaus geführt. Ich fand auf der Reuen (oder Alten) Wache, welche sehr stark mit Bürgerwehr besetzt war, alles in gemüthlicher Ruhe stehend oder auf- und abspazierend. Der Raum zwischen der Reuen Wache und dem Zeughaus war frei, nur um das gegenüberliegende Thor des Zeughauses stand noch ein Haufen Menschen, scheinbar unthätig. Von Bürgerwehr um das Zeughaus herum konnte ich nichts bemerken. . . . Ich durfte voraussetzen, daß der Krawall für heute zu Ende sei, um so mehr als es bekannt war, daß im Innern des Zeughauses 200 Mann Infanterie lagen. Ich ging daher ruhig nach dem Gendarmenmarkt zurück, um den dort stehenden drei Kompanien Nachricht zu geben, und blauderte eben mit einigen mit bekannten Begleitern, als der Stadtverordnete S. atemlos mit der Nachricht herbeikam, daß das Zeughaus sei vor einer Viertelstunde vom Velle erfüllt. Die auf dem Gendarmenmarkt stehenden Kompanien (42, 43, 44.) zogen hierauf ab, direkt vor die der Reuen Wache gegenüberliegende Seite des Zeughauses. Von dieser Seite war der Einbruch geschehen, Thor und Fenster eingeschlagen und über dem Thor stand eine lange Feuerleiter, welche in die Fenster des zweiten Stockes führte. Im Innern des Zeughauses war tiefe Finsterniß und nur aus einem gewissen Summen ließ sich vernehmen, daß eine große Anzahl Menschen darin thätig war.

Was war inzwischen geschehen? Auf das Vordringen einer Detachment des Volkes hatte der Kriegeminister eingewilligt, daß das Militär sich in den oberen Raum des Zeughauses zurückziehe und der untere vom Soldatenverein besetzt werden solle. Der Bürgerwehlführer Kommandant Wessing, bei dem gleichfalls Abordnungen erschienen waren, gab darauf Befehl, daß die gelammte Bürgerwehr sich vom Zeughaus zurückziehen solle. Kaum aber war dies geschehen, als der Föbel, ungehindert durch die Leute des Handwerkervereins, die Räume des Erdgeschosses überfluthete und sich sofort an die Verteilung der dort vorhandenen Vorräthe von Waffen und Munition machte.

Man ging es an die obere Etage; man schleifte Feuerleitern herbei und stellte diese an die Fenster, doch würde deren Entzerrung, sowie eine Entzündung der Treppen im Innern kaum möglich gewesen sein, so lange das Militär den Raum besetzt hielt. Da gelang es, den kommandirenden Hauptmann v. Wagner durch förmliche Vorpiegelungen zum Aufgeben seines Postens und zum Abmarsch zu bewegen. Namentlich ein Premierlieutenant Tschow und der zu den „Vollführern“ gehörige Dr. Eichler versicherten ihm hoch und heilig, das ganze Volk sei im Aufstand, der Thron bereits gestürzt und ein kurchisches Vorkind unermittellich, wenn er auf dem gewöhnlich ausstehenden Widerstand bestände. (v. Wagner wurde nachher zu 10 Jahren Festung verurtheilt, aber halb begnadigt; Tschow erhielt 15 Jahre und entließ. Die 1888 von ihm nachgelassene Begnadigung wurde verweigert, der vor 40 Jahren gegen ihn erlassene Steckbrief erneuert.)

Nun begann nach dem Abziehen des Militärs auch in den oberen Räumen ein grauenvoller Anblick des Raubens und der Zerstörung. Es verschwanden 1100 neue Zündnadelgewehre, und es hat später nicht an Vertretern der Ansicht gefehlt, die ganze Episode habe sich nur um diese von den ausländischen Heeresverwaltungen natürlich mit lebhafter Spannung erwarteten Waffen gedreht. Eigentümern eines großen nordischen Reiches hätten bei der Auslieferung der Waffen die Hand im Spiele gehabt, um bei dieser Gelegenheit das Verheimlich der Dreizehnen Gewehre in ihren Besitz zu bekommen. Ferner wurden nach dem Bericht des Regierungskommissärs in der Sitzung der Nationalversammlung vom 17. Juni die wertvollsten alten Waffen geraubt, und zwar vorzugsweise die mit Silber beschlagenen und mit kunstvollen Eisenarbeiten verzierten. Die schönen Modelle der preussischen und fremden Artillerien, in kurzer Zeit gar nicht wiederherstellbar, wurden zertrümmert, zertraten und heruntergeworfen. Die mit preussischen Wut eroberten feindlichen Fahnen wurden theilweise von den Wänden gerissen, zerbrochen und zertraten. Ein großer Theil derselben Fahnen, die aus dem Zeughaus gestohlen wurden, ist noch in derselben Nacht für einen Spottpreis verkauft worden. Es war also nicht, wie man behauptet hat, das Streben nach Mehrbarkeit, das Streben, sich Verteidigungswaffen in die Hand zu bringen, was den Angriff auf das Zeughaus hervorgerufen hat!

Ein Theil der Beute wurde den Minderern noch durch die Bürgerwehr abgenommen; gleich nach dieser rühte auch das erste Bataillon vom 24. Regiment durch das Kastanienwäldchen heran und besetzte nun das Zeughaus. Erst gegen drei Uhr Morgens war die Nacht wieder hergestellt. Der König, der sich schon im Mal nach Potsdam begeben hatte, gerieth bei der Kunde vom dem Zeughaussturm in großen Zorn und entließ sofort das nach seiner Meinung zu milde Mi-

nisterium Camphausen, das durch das Ministerium Kuerstwald ersetzt wurde.

Der nicht mehr ungewöhnliche Weg.

Von Georg Paulsen.

(Nachdruck verboten.)

Ehen werden im Himmel geschlossen — um sich mitunter in eine Hölle aufzulösen — und in den Zeitungs-Anseraten werden häufig die Chronikblätter für den Weg bezahlt. Es giebt leider keine Statistik über die Zahl der auf dem nicht mehr ungewöhnlichen Wege zu Stande gekommenen Ehen, die Biffer möchte sonst viel staunenswerthere Resultate bringen, als man gemeinhin annimmt. Denn der auch erst recht nicht ungewöhnliche Weg der Heirathsvermittlung wird zum Theil noch mit der Truistenschwärze der Zeitungs-Anserate geschmiert. Zoppel hält eben heiser.

Dem nicht mehr ungewöhnlichen Wege ist aber noch manches Andere früher nicht Gewöhnliche gefolgt. Das halbe Heer der deutschen Braut hat ara unter der Einwirkung der realistischen Zeitströmung gelitten. Bei uns ist ja glücklicherweise das Weite, was anderwärts schon gewöhnlich geworden ist, eine große Ausnahme geblieben. Manches ist von uns überhaupt noch nicht erreicht, aber es giebt doch auch schon Vergleichendes, was nicht da war.

Die Hauptnache bei der Hochzeit sind am Ende doch immer noch Bräutigam und Braut. Sind die nicht zu Stelle, dann kann aus der Sache eben nichts werden. In Amerika ist man darüber längst weg. Ist er beispielsweise ein Advokat, der in seiner Stadt in einem Conventionslokal zu sprechen hat, sie eine Alexin, die in ihrer Stadt einen schmerzigen Fall behandelt, so giebt man sich darüber weiter keinen Sentimentalitäten hin, man geht mit einem willkürigen Knevernd (Gesitteten) an den Brautweber, und die Requisition wird so vollzogen. Der Heirathsgrund kann aber auch einfache geschäftliche Abhaltung sein. Die Amerikaner schwärmen für Hochzeits-Poësie wenig, wenn sie nicht in gefüllten Dollar-Säcken besteht.

Traumungen in Luftballons sind drüben auch nichts Besonderes mehr, daß ein Brautpaar nebst Gästen per Fahrabad dem Ehestande zuströbt, ist ja auch in Deutschland, freilich nur vereinzelt, vorgekommen. Auch die eifrige Modistin wird nicht leicht auf den Brautnagen verzichten. Doch die Braut das Brautkleid wie ihren Klugheit schätze, war und ist eigentlich selbstredend. Das Nähen, die Anprobe des Brautkleides waren immer gewisse Feiertlichkeiten, und wenn das Entzerrt — bis zum späteren Färben — nachher im Epinde hing, dann sah es die junge Frau nie ohne leidende Blicke an. Erinnerung ist ja so schön! Aber die reelle Zeitströmung hat auch schon eine eigene Brautkleidindustrie, natürlich bis heute erst in den Großstädten, ins Kraut schiefen lassen, es werden massenhaft Brautkleider zu verkaufen oder vermietet, wie Ballfräns und Wackengarderobe. Erstreckt ist der Zug nicht, aber er ist da.

Und da Alles immer wird, werden auch die massiv goldenen Trauringe nachgeahmt. Wer nicht schwere Ringe zu zahlen vermag, der nimmt leichtere, aber er nimmt doch solche, die wenigstens einige Jahrzehnte aushalten. Jetzt werden die massiven Ringe auf das Täuschendste nachgemacht, verlieren aber nach verchiedenen Monaten wieder, und die schlauen Eheleute haben die Zeit vor dem Suchsigwerden der Ringe jetzt schon häufig benutzt, um damit gute, aber vor dem Strafgelehrbuch betriebsgerichte Heirathsstücke zu machen. Da kann es denn auch nicht Wunder nehmen, wenn das zärtliche Paar sich schon mehr als einmal in der Brautnacht die Köpfe kühn geschlagen hat oder der Mann spurlos verschwand.

Die Anschaffung besteht in den Großstädten schon sehr vielfach — auch anderswo kommt's vor — im Abschlagskaufvertrag. Der Amerikaner zieht sehr oft davon ganz ab, er geht mit seiner Frau in ein Familien-Boardinghouse, und alle Anstattungsfragen sind erledigt. Die leichte Möglichkeit, in den Großstädten eine ganze Wohnungseinrichtung mit niedriger Anzahlung gegen Zielabschlüssen zu erhalten, verführt leider junge Leute, die bei Weitem keine sicheren Existenzmittel haben, zur Heirath, die bei der leichten Störung zum schweren Verhängnis wird.

So kommt es denn, daß Ehen, die auf dem nicht mehr „un-gewöhnlichen“ Wege abgeschlossen worden sind, hinterher recht „gewöhnlich“ enden. . . .

Die Cigare in Gefahr.

In der Tabakindustrie scheint sich augenblicklich ein Umschwung vorzubereiten, welcher eine gewisse Revolution hat mit der Sandlung, welche sich im zweiten Drittel dieses Jahrhunderts vollzog. Am Anfang des zweiten Drittels dieses Jahrhunderts entstanden nämlich in der bis dahin wenig verbreiteten Cigare der bis dahin ziemlich

allein herrschenden Pfeife — das Schnupfen war schon vorher in das Hintertreffen gekommen — ein ernstlicher Konkurrent, und seitdem hat sich das Cigarrenrauchen ganz gewaltig ausgedehnt, trotz aller Anstrengungen, die die Manufakturfabrikanten dagegen durch Verbesserung der Pfeifen und ihrer Reinigung und durch Hinweis auf die größere Billigkeit machten. Wie einsthaft man in Berlin den Kampf nahm, zeigt der Versuch, den der alte Geheimrath Prätorius machte, um die Berliner von der Vortrefflichkeit des Pfeifenrauchens zu überzeugen: er ließ sich vor seinem Tode in der Königsstraße einen Stuhl auf das Strohhalmstücken stellen und setzte sich darauf, befohlen seine lange Pfeife rauchend. Er erreichte damit nichts, die Berliner gingen doch scharenweise zur Cigarre über. Mit dem Uebergang zum Cigarrenrauchen vollzog sich aber — und das ist beachtenswerth — in der Tabakfabrikation gerade der entgegengesetzte Prozeß, den wir im Laufe des 19. Jahrhunderts in allen anderen Industrien beobachtet haben: man ging nämlich von der Maschinenindustrie zur Handindustrie über. Während die Herstellung des Rauchtabaks durch Maschinen bewirkt wurde, fabrizirte man die Cigarren mit der Hand, und diese Art der Fabrikation ist auch je ziemlich bis jetzt beibehalten worden. Selbst die sogenannten Formen-Cigarren sind Handarbeit und die auf Maschinen hergestellten Cigarren oder Cigarrenmodelle bilden nur einen kleinen Bruchtheil des Gesamtsumms. So ist es durch die Ausschmähung des Cigarrenkonsums gekommen, daß die Tabakindustrie in Deutschland jetzt etwa 150 000 Fabrikarbeiter beschäftigt, während, wenn dieselbe Menge Tabak als Pfeifenkraut verarbeitet werden würde, zu seiner Herstellung nur 25—30 000 Arbeiter notwendig sein würden. Natürlich hat es bei der ungemessenen schnellen Zunahme der Cigarrenfabrikation — und wir sprechen dabei nicht nur von Deutschland — nicht an Verjüngung gefehlt, Cigarren durch die Maschinen herzustellen, und solche Verjüngung sind von den Fabrikanten mit großem Interesse verfolgt worden; denn ein weltlicher Erfolg hätte eine gewisse Unabhängigkeit von dem Arbeiter gebracht. Bis jetzt aber ist der Erfolg ausgeblieben, und es hat den Anschein, als ob fürs Erste die Cigarren noch mit der Hand zu werden gemacht werden müssen. Aber es ist der Cigarre seit etwa zehn Jahren ein anderer Feind entstanden, der sie wohl ebenso bedrohen wird, wie sie einst die Pfeife bedrohte: es ist die Cigarette. Dieses kleine, ungeschickbare Ding, einst nur ein Luxusartikel für die Bedienten der oberen Gehirnen, hat allmählich ganz gewaltigen Boden gewonnen, wogegen wohl wesentlich die vervollkommnete Technik bei ihrer Herstellung beigetragen hat. Wie schnell der Cigarettenkonsum gestiegen ist, zeigen folgende Zahlen: In Deutschland wurden im Jahre 1875 nur 182 440 000 Stück Cigaretten fabrizirt, 1892 schon 60 000 000 Stück, im Jahre 1896 eine Milliarde, und es ist anzunehmen, daß im Jahre 1897 die Produktion auf 1 200 000 000 Stück gestiegen ist. In gleichem Tempo bewegt sich die Steigerung des Cigarettenkonsums in Oesterreich-Ungarn: 1890 betrug er 1048 Millionen Stück, 1891 1211 Millionen und 1896 war er auf 2040 Millionen Stück gestiegen. Noch schneller ist die Steigerung in den Vereinigten Staaten; dort wurden im Jahre 1887 1 865 287 082 Stück fabrizirt, und im vorigen Jahre zum ersten Male die Zahl der fabrizirten Cigaretten die Zahl der fabrizirten Cigarren überstiegen, und zwar um 6213 600 Stück. Wenn man nun noch zu diesen Verbrauchsfiguren hinzurechnet, daß die Zahl der Cigarrenraucher, die sich ihre Cigaretten selbst anfertigen, keine geringe ist, so erkennt man, daß es sich hier um Verbrauchsmengen und um Steigerungen handelt, die einen allmählichen Sieg der Cigarette ermaßen lassen. Nicht es doch heute sehr viele Menschen, die zu einer Cigarre, woran man eine volle Stunde raucht, keine Zeit haben! Schon aus diesem Grunde wächst die Zahl der Cigarrenraucher täglich.

Wunderdinge in Vogelnestern.

Bekannt ist es, daß Raben, Krähen, Dohlen und Eistern die Nistung haben, glänzende Dinge, Münzen, Kleinodien und dergl., wenn sie können, fortzuschleppen und zu verbergen, und zwar besonders gern in ihre Nester. „Er nicht wie ein Rabe“ ist eine iphigone Redensart. In vielen Orten werden Geschichten erzählt von Gefangenen, Geflohtenen und Geächteten, die unglücklich des Diebstahls angeklagt waren und für solche diebstahligen Vögel büßen mußten. Nirgends aber ist der Sammelreifer deutlicher ausgeprägt und seinem Grund und Wesen noch verständlicher als bei den Zauberwögeln. Diese Thiere bewohnen, so erzählt die „Köln. Ztg.“, das an Selbstmitleiden so reiche Festland von Australien, zum Theil auch Neuguinea, gehören zur Gattung der schwarzen Vögel im weitesten Sinne und wohnen in ihrer Größe zwischen Drosseln und Dohlen. Bei den australischen Gattungen der Alas- und

Fragen-Zauberwögeln bauen mehrere Männchen gemeinsam aus dünnen Weiden Baumwerke, die eigentlich keine Nester sind, denn die Weibchen nisten und brüten nicht darin, sondern als eine Art von Langhäusern dienen. Hier versammeln sich in der Brautzeit mehrere Paare der wunderlichen Vögel, treiben sich umher und jagen sich durch die oft meterlangen, an beiden Enden offenen Lauben. Die Männchen nehmen dabei hübschen irgend einen der ausgelegten Gegenstände, ein Blatt, eine Blume u. s. w. und schwenken ihn vor den Augen der Weibchen oder tummeln mit ihren Schnäbeln auf einem anderen, garten. Alles, was in den von ihnen bewohnten Gebieten einzutreten anfällt und der Wähe werth erscheint, schleppen sie herbei, breiten es vor der Laube aus oder schmücken ihre Nester damit: bunte Federn, Blumen, Weizen, farbige Steinchen, Muschelschalen, geblähte Knochen, oft Dinge von verhältnismäßig bedeutendem Gewicht, die sie aus zünftiger Entfernung herbeischaffen, aber immer nur farbige oder rein weiße, oft in einer Menge von einem halben Schefel. Eine andere Bedeutung und eine nur in der Nacht in die Erscheinung tretende Wirkung haben Dinge, die ein anderer Vogel an sein Nest befestigen soll. In Südchina, Indien und auf den Sundainseln lebt ein Wandervogel von der Größe und auch einigemmaßen von dem Aussehen eines Gänsehörchens, das in der Provinz Saja der Malaien, der Haindunnen und der dort wohnenden Gattungen. Die Weibchen dieses Vogels sind keine Kunstwerke, und kaum hat ein Männchen das Nest vollendet, so schlüpft es klumpen reines Leinwand herbei, die es in der Handlung des Nestes, besonders um das Schlupfloch herum, befestigt. Die Eingeborenen behaupten, der Provinz Saja stecke in diese Leinwand lebende Leuchtläuter, um mit deren Licht die nächtlichen Feinde von Schlängen abzuhalten. Nach den Angaben des französischen Forschers Dubois ist die ganze Bauart des Nestes des Haindunnen darauf zugeschnitten, seinen Jagd, Alte, Junge oder Eier, vor feindlichen Angriffen von Vögeln her zu sichern. Schlängen sind aber in waldreichen Ländern die schlimmsten Feinde der Vogelkisten. Der Provinz Saja baut oft in der Nähe menschlicher Wohnungen, wo es in Indien von Hatten, ebenso listernen Eierbecken und ebenso reichlichen Verfolgern junger Vögel wie die Schlängen, wimmelt. Man hat aber beobachtet, daß sich Hatten, die sich Nacht auf Dächern und Gallerien aufhielten, sofort davonnachteten, wenn sich nur ein Leuchtläuter in ihrer Nähe niederließ. Diese beweglichen kleinen Feuerbälle dürften dem frechen Geißel nicht heimlich sein. Ein Paar Punkte scheinen in dieser Hinsicht noch unklar zu sein. Wie lange behalten die Leuchtlämpchen Frischeit genug, daß die Nestel in ihnen hängen bleiben und die befestigten die Vögel die Leuchtläuter, ohne sie mit ihren harten Schnäbeln zu verletzen? Denn ohne Zweifel wird hierzu doch immerhin eine gewisse Gewalt erforderlich sein.

Eine Verbindung mit dem Mars.

Durch die Zeitungen geht zur Zeit die Nachricht, daß eine amerikanische Dame in ihrem Vermögen eine Million für Denjenigen ausgesetzt habe, der eine Verbindung zwischen uns und den Bewohnern des Planeten Mars herstellen würde. Aller Voraussicht nach wird es aber wohl noch lange dauern, ehe Jemand diese Million erbt. Noch wissen wir zunächst überhaupt nicht ob der Mars bewohnt ist, denn Alles, was man bisher auf der Oberfläche dieses Planeten nachgenommen hat, rührt bei kritischer Urtheil nicht hin, diese Frage zu bejahen. Die Kanäle auf demselben und namentlich die mehrwürdige Verdoppelung einiger von ihnen haben zwar die alten, seit Jahrhunderten aufgeworfenen Fragen nach der Vielheit der Welten neue Anregung gegeben und die Zahl derjenigen, welche in festgewissen Optimismus in diesen Kanälen künstliche Bauwerke der Marsbewohner sehen und aus einigen schwachen Lichterscheinungen, welche einige Astronomen wahrgenommen haben, gar auf künstliche Beleuchtung, — eine große Stadt — oder gar auf Verträge, anderer Erde, Signale zu geben, erhöhten, ist sehr groß und die Dame hat sicher zu ihnen gehört. Bei einiger mäßiger Beurtheilung sieht man aber die Sache ganz anders an. Zunächst ist es noch gar nicht ausgemacht, ob die „Marskanäle“ überhaupt Kanäle sind. Jedenfalls müßten sie viele Male breiter sein, als unsere Kanäle, um wahrgenommen zu werden. Man brauchte wohl, daß der Planet, selbst wenn er uns am nächsten ist, noch eine Entfernung von über sieben Millionen Meilen hat und also eine tausendfache Vergrößerung — heute etwa die Größe, bis zu der die Astronomen gehen können — ihn uns nur bis auf 7000 Meilen nahe bringt. Das ist immer noch ein sehr großer Abstand, über viermal so groß wie der vom Nordpol zum Südpol unserer Erde. Daß wir, solange die Vergrößerungskraft der Fernrohre nicht noch ungeahnte Fort-

schritte macht, unter diesen Umständen darauf verzichten müssen, die Marsbewohner selbst zu sehen, wenn ihre Völker nicht von ungeheurer Größe sein sollten, ist klar: eine andere Frage ist aber, ob es trotzdem nicht möglich wäre, etwa durch Lichtsignale eine Zeichenprache mit ihnen anzufangen. Wer je gesehen hat, wie weit hin Feuerzeichen blitzen, wenn sie von der hellen Sonne beschienen werden, wird nicht daran zweifeln daß es gelingen kann, das Sonnenlicht durch blankpolirt Spiegel, hunderte, tausende, ja Millionen Meilen weit zurückzuwerfen. Der gewaltige Mathematiker Gauss hat sich einmal dahin geäußert, daß ein Mondbewohner den Aufblick sehr gut würde bemerken können, wenn der von ihm erfindene Apparat der „Heliotrop“ das Sonnenlicht gerade zu ihm reflektieren würde. Für den Mars freilich würde die Entfernung doch zu groß sein, indessen wäre es nicht zu schwer, mit Hilfe eines großen, genau eingestellten Apparates auch auf einen bestimmten Punkt des Mars einen Lichtschein zu werfen, stark genug, um dort wahrgenommen zu werden.

Die Erbschaft von einer Million wird vielleicht doch einige begeisterte Anhänger dieser Idee anwerben, Versuche nach dieser Richtung hin zu machen. Die Unmöglichkeit eines Erfolges kann der grünlächliche Kritiker nicht leugnen, daß Vesperer aber nicht Unrecht haben würde, wenn er die Unmöglichkeit eines Misserfolges für sehr gering hält, ist andererseits auch ziemlich sicher. Inzwischen, wer sollte nicht lieber den Erfolg herbeiwünschen und wenn er wirklich erzielt werden sollte, so wäre die testamentarische Bestimmung der Dame der Aufstoß zu einem Fortschritt sondergleichen geworden, der wahrlich mehr als eine Million werth ist.

Luftige Gsk.

- * Komische Frage. A: Ich sage Ihnen, beim Anblick des Maländer Doms war ich blass. — B: Was was sind Sie sonst?
- * Mangelhaft. Schau mir Kamerad, welch reizende Schmetterlinge dort die beiden Schwestern. — B: Ich, lohnt sich kein Bild, steht auf den Flügeln der Goldhaub.
- * Modern. Die war's gehen Abend in der Gesellschaft bei Geheimräth? — Sehr amüsam! Tanz, Pfänderpiel, Verlobungen und andere Kurzweil.
- * Zurechtgewiesen. In einer großen Gesellschaft betrug sich ein Offizier sehr unheim gegen eine Dame. Da sie ihn aber nicht auf die Schoudbreite weise in die Schranken des Anstandes zurückwies, rief er gekränkt aus: „Wissen Sie gnädige Frau, daß ich Offizier bin?“ — „Gewiss“, versetzte sie, „kannnen Sie gewiß nicht sein.“
- * Schmerzensstich. Junge Dame: Da schämen Sie her, diese Kleiderstoff, den ich vor acht Tagen von Ihnen kaufte, ist heute schon ganz und gar verschossen. — Commis: Nun, ist das ein Wunder! Wer ist in Ihrer Nähe nicht in acht Tagen verschossen!
- * Datum. Warum nennen die Engländer das dem Parlament überreichte Buch über die Ereignisse in der Türkei wohl ein Glaubuch? — Sehr einfach, weil darin das Blaue vom Himmel heruntergelogen wird.
- * Sicherer Beweis. Polizeichef (zum Polizisten): Was veranlaßt Sie hies, diesen Mann für betrunken zu halten? — Polizist: Ich fragte ihn nach dem Namen seines Biercks, und er konnte ihn mir nicht nennen.
- * Deplacirte Redensart. Frau A: Ich hab's kennen gelernt, Zwillinge machen eine enorme Arbeit. — Frau B: Glaub's schon, Zwillinge sind kein Kinderpiel.
- * Zwei Möglichkeiten. Studiosus (in seines Kommissionen leeren Kleiderkranz schauend): Sag mal, Pummel, hast Du Deine Sachen alle aufgetragen oder weggetragen?
- * O Jorram! — Warum Ihr kleiner Bub nur mit solcher Vorliebe die Klavier am Klavier auspuslet? — Wissen S', er ist halt aus dem Pusterschäl dasoam.
- * Schmer zu machen. Arzt: Die Wunde am Hinterkopf ist ja nicht bedenklich, aber Sie thun doch gut, sie im Auge zu behalten.
- * Rege Phantasie. Herr: Was machen Sie denn vor diesem Maulwurfsbügel? — Junger Dichter: Ich will eine Alpenlandschaft besingen.
- * Grob. Sie: Siehst Du, lieber Mann, auf dieser Bank hast Du damals um meine Hand angehalten. — Er: Ja, ja, mein Vater hat mich nicht umsonst vor Bankunternehmungen gewarnt.

Knack-Mandeln.

Ausführung des 361. Preisrätthels: „Edon“.
 Richtige Lösungen gingen ein 79. Die Gesamtzahl der Ein-
 sendungen betrug 84. Das Räthsel wurde richtig gelöst:
 aus Halle von: Maria Spiegel, M. Neusch, F. Gölge, Elisabeth
 Meyer, Hedwig Künthin, F. Hohe, Anna Reich, Reinold, Elisabeth Wald-
 mann, Karl Ufer, Klara Ehlers, Mich. Grimm, F. Miegel, Ida Biering,
 Jenny Klipp, Albert Baum, Franz Heule, F. Krull, Elisabeth Krütz,
 Maria Künthin, Jola Böhm, S. Reibler, Frau A. Winkler, Erna
 Wille, Otto Bente, L. Weber, Ernst Schulz, Fr. Krüger, A. Schöne,
 Franz Geys, Math. Wiesjorek, Marg. Göpken, Wilh. Reichelt, Hermann
 March, Th. Harnisch, Wilhelmine Rothländer, Edwald, L. Grot, Hermann
 Engel, Dora Kober, Leopold Heil, Gertraud Böger, S. Engel, Oswald
 Richter, Else Hommel, Wilhelm Nege, Frau M. Dehler, A. Stritzig,
 B. Böge, Edmund Antun;
 von auswärts von: M. Wagner, Kopifono, Verfa Nummann,
 Pajenboor, Kanne, Bruchfeld, Frau Helene Müller, Emleben, F. Neß-
 kein, Gerthold, Wilh. Henschel, Königstein, G. Hornmann, Kötzing,
 G. Heinemann, Baren, Rudi Reubauer, Krütz, Karl Dora, Döber,
 Else Kockowsky, Schraplau, J. Görner, Frau Junke, Marie Denter,
 Gieschenstein, Oskar Dietrich, Berningerode, Minna Simon, Reideburg,
 G. Kraus, Verfa Guffy, Landsberg, Richard Kober, Frau A. Erbert,
 Merckburg, Wilh. Böhle, Winterfeld, L. Heinrich, Schaffner, M. Jordan,
 Wülflein, Friedr. Genthmer, Tischlerchen, Paul Reibsch, Gottlieb, Frau
 Lina Winter, Giesburg, Wilh. Klüßendorf, Zimmerdorf, M. Richter,
 Schlopau, B. Schubert, Järbig.

Preis: Fleiß's Werke eleg. gebunden.
 einzelt auf Else Hommel, hier.

362. Preisrätthel.
 Was der schaff ich das Brot ins Haus;
 Was das ruh' ich auf Vorbeeren aus.

**Preis: Heber Berge und durch Thäler,
 Landschaftsbilder von Gustav Dore.**
 Die Auflösung erfolgt in der nächsten Sonntags-Nummer. Lösungen,
 denen die Abonnementsanzahlung vom laufenden Monat beizufügen ist,
 sind spätestens bis nächsten Donnerstags an die Redaktion des
 „General-Anzeiger“ einzuhandeln. Bei mehreren richtigen Lösungen ent-
 scheidet in Gegenwart von Jungen des Loos. Abonnenten, die im Laufe
 des Monats bereits eine Lösung mit Abonnementsanzahlung eingehandelt
 haben, wollen bei wiederholten Einreichungen dies gest. der Kontrolle kassir
 angeben.

Schachaufgabe.
 Von F. Müller (Höhen).

Welch zieht und legt Matt in 3 Zügen.

Lösung der Schachaufgabe aus Nr. 22
 Von E. Reber, Forbach i. L.
 1. Kb1, Lc1, g8, Sh8, Bg2, g7, h7;
 2. Kg1, Lb1, Sh8, Bb4, c2, c3, g4,
 1. g7xh8 S; 2. Sh8-f7 u. f. u.